

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 25. Oktober 1931.

Das Alibi.

Von Ch. Koellinghoff.

„Halb zehn!“ konstatierte Viktor nach einem Blick auf die Uhr.

„Zweihundzwanzig Mark und fünfzig Pfennige, hierzu zwei Briefmarken à acht Pfennige“, fügte er nach einer Bistrierung seiner Brieftasche hinzu. Dann öffnete er die Tür zum Korridor und rief:

„Frau Mielemann!“

Die Vermieterin tauchte am anderen Ende des Korridors auf.

„Frau Mielemann!“ sprach Viktor ernst.

„Wenn irgendwer, wer immer es sei, nach mir fragt, schreibt oder telefoniert — Sie wissen von nichts, Sie kennen mich nicht. Sie haben mich nie gesehen, verstanden?“

„Das hab' ich schon verstanden, Herr Doktor. Aber ich kann nicht verstehen, warum Sie mir die Miete nicht bezahlen!“

„Die Miete werde ich Ihnen morgen bezahlen! Ich hoffe, daß ich heute abend etwas verdienen werde, adios, Frau Mielemann!“

Adieu, Herr Doktor.“

Viktor war fest entschlossen, heute abend beim Bacspiel zu gewinnen. Zwanzig Mark — das waren immerhin vier Coups à 5 M. — damit konnte man ein Vermögen gewinnen, wenn man nur ein wenig Glück hatte. Emmerich, der lebenswürdige Gastgeber, sollte sich heute wundern! ... Abgesehen, man müßte diesem Emmerich doch rasch mal einen kleinen Schreck einjagen!

Und schon war Viktor am Telefon und verlangte Emmerichs Nummer. Emmerich meldete sich. Dazwischen ertönten Ausrufe wie: „Die Bank hat neun!“, „Das ist mein Ship!“, „Wie können Sie auch auf fünf laufen?“ usw.

Viktor verstellte seine Stimme:

„Hier Kriminalpolizei! Hören Sie mal, uns ist zu Ohren gekommen, daß bei Ihnen dem verbotenen Glücksspiel gefrönt wird! Wir warnen Sie!“

Erregt kam es von der anderen Seite:

„Aber ich bitte Sie, Herr Inspektor! Davon kann doch keine Rede sein ... Wir spielen hier ganz harmlos sechsundsechzig!“

„Wo denken Sie hin, Herr Inspektor!“

Da fiel Viktor ein:

„Schön, Emmerich, mein guter Bop — in zehn Minuten bin ich bei Dir — dann können wir ja wieder ein bißchen Bac spielen!“

Viktor hörte sich noch an, wie Emmerich Brechms Tierleben am anderen Strippennende herunterdonnerte, dann hängte er ein und machte sich auf den Weg.

Er wurde mit großem Hallo empfangen, machte sich ans Spiel und gewann in ganz kurzer Zeit vierhundert Mark. Emmerich titulierte ihn noch per „Herr Inspektor!“ — Gegen eins brach Viktor mit sechshundert Mark Gewinn überglücklich auf.

Zehn Schritt vor seinem Hause stellten sich ihm zwei dunkle Gestalten in den Weg. Eine davon wies eine schimmernde Marke vor und sagte:

„Kriminalpolizei! Folgen Sie uns!“

„Quatsch!“ lachte Viktor. „Ihr seid wohl von Emmerichs Bißle befallen!“

„Machen Sie kein Theater!“ kam es drohend. „Folgen Sie uns. Wir haben einen Vorführungsbefehl in Sachen Rotsch. Sie sind als Zeuge genannt, sind zu zwei Terminen nicht erschienen und werden jetzt zwangsweise vorgeführt. Los, Herr Bergstolz!“

„Aber ich bin ja garnicht Herr Bergstolz!“ sagte Viktor. Die Beamten lächelten.

„Das sagt jeder! Wird sich alles herausstellen! Los jetzt!“

Der Wachthabende auf der Kriminalpolizei war nicht sonderlich guter Laune während des Verhörs.

„Also hören Sie schon auf mit der Komödie!“ riet er Viktor. „Nennen Sie uns Ihre Personalien!“

„Ich heiße Viktor Schubert!“ beharrte Viktor.

„So? Und wo gehen Sie vor, zu wohnen?“

„Pariser Straße 58b bei Frau Mielemann.“

Nach fünf Minuten Pause trat ein Beamter mit süßlichem Lächeln in die Revierstube und verkündete:

„Alles erfunden, Herr Inspektor! Wir haben die Frau Mielemann aus dem Schlaf telefoniert. Sie weiß von keinem Herrn Viktor Schubert, sie hat nie einen Herrn Viktor Schubert gesehen, sie kennt keinen Herrn Viktor Schubert!“

Tief seufzte Viktor auf.

„Run?“ kam es drohend hinterm Schnurrbart des Inspektors hervor. „Wollen Sie weiter leugnen? Wollen Sie uns nicht vielleicht über die Herkunft dieser sechshundert Mark aufklären, die wir in Ihrer Brieftasche gefunden haben?“

Was auch kommen würde — niemals durfte Viktor zugeben, daß er mit Glücksspiel beschäftigt gewesen war. Also sagte er:

„Sechshundert Mark? Ach ja, richtig! Die habe ich ... die hat mir ... die sind mir heute am Brandenburger Tor von einem mittleren Herrn in die Hosentasche geschoben worden.“

Schallendes Gelächter.

„Das muß einmal ein nobler Herr gewesen sein. Vielleicht war es Harun al Raschid? Donnerwetter, ja! Sechshundert Mark in die Hosentasche!“

Der Ton wurde wieder ernster:

„Wo haben Sie sich heute abend bis zum Moment Ihrer Verhaftung herumgetrieben, Herr Bergstolz?“

„Erstens heiße ich nicht Bergstolz! Und zweitens habe ich mich nicht herumgetrieben! Ich war zu einem gemütlichen Beisammensein bei meinem Freunde Emmerich Bißle!“

„Bißle?“

„Ja wohl!“

„Ist das nicht der bekannte Komponist?“

„Natürlich! Sehen Sie!“

„Natürlich sehen wir! Da können wir doch mal antelefonieren, wie?“

„Natürlich können wir da mal antelefonieren! Emmerich wird mein Alibi sofort beweisen und mich identifizieren! Und

dann mache ich Ihnen einen Krach und einen Stunt, daß die ganze Bude hier aufsteht, das sage ich Ihnen nur!“

„Keine Drohungen, mein Herr! Sonst geht es Ihnen ganz dreckig!“

„Also bitte — telefonieren Sie!“

Der Inspektor nahm den Hörer ab und verlangte Emmerichs Nummer. Emmerich war gerade in den ersten süßen Schlummer gesunken, als das Telefon im Korridor raselte. Emmerich steckte beide Zeigefinger in die Ohren. Das Telefon gab keine Ruhe. Mit einem Ruck sprang Emmerich aus dem Bett, hastete im Nachtgewand mit bloßen, stierenden Füßen an den Apparat, nahm den Hörer ab und brüllte:

„Welcher Idiot will was von mir?“

„Hier Kriminalpolizei! ... Hören Sie mal zu, Herr Biß!“

Bißle schickte einige Verwünschungen in die Leitung, hängte ab und schlurte wütend in sein Bett zurück, wobei er murmelte:

„Schön — einmal hab' ich mir einen dummen Biß gefallen lassen! ... Aber immer wieder und dann mitten in der Nacht! Morgen werde ich diesem Schubert mal was erzählen!“

„Versuchen Sie es noch einmal!“ flehte Viktor den Inspektor an. „Ich bitte Sie, es ist ein Mißverständnis!“

„Ich lasse mich nicht beschimpfen!“ wetterte der Inspektor. „Ich denke nicht daran! Das ist ja alles Schwindel von Ihnen!“

„Vielleicht lassen Sie es mich versuchen!“ bat Viktor, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, denn die Situation wurde immer brenzlicher.

„Also bitte!“

Viktor nahm den Hörer ab und verlangte Emmerichs Nummer. Der Inspektor lauschte an einem zweiten Hörer.

Emmerich fuhr wütend in die Höhe, als er erneut die verhasste Klingel hörte. Er raste zum Apparat und schrie hinein:

„Ich verbitte mir das ernstlich!“

Viktor legte allen verfügbaren Schmelz in seine Stimme:

„Emmerich, ich flehe Dich an! ... Ich bin hier bei der Kriminalpolizei! ... Du mußt ... Sie halten mich für einen Bergstolz ...“

„So? Ich verstehe immer Kriminalpolizei! ... Oh, wäre es doch wahr! ... Ich würde der Kriminalpolizei mit Freuden beistimmen, mein Herr, daß Sie der langgeachtete Hochstapler und Millionendefraudant Bergstolz sind, jawohl, das würde ich!“

Ein frohes Leuchten trat in die Züge des Inspektors. Er näherte sich dem Telefon und sprach:

„Also hier ist wirklich die Kriminalpolizei, Herr Bißle ... Wir möchten ...“

„Ach, sucht Euch doch einen anderen Idioten, der an Euere dummen Flachereien glaubt! Ich habe für heute die Nase voll — weitere Anrufe zwecklos — mein Apparat ist abgestellt!“

Gegen vier Uhr morgens war das Verhör bis zu einem Teilgeständnis gediehen. Tränenüberströmte versicherte Viktor immer wieder:

„Bitte glauben Sie mir doch! Ich habe bei Bißle Bacarat gespielt und sechshundert Mark gewonnen ... Ich wollte ihn nur nicht hineinlegen! ...“

„Verbotenes Glücksspiel! Aha.“

Der Inspektor überlegte einige Augenblicke und sagte dann:

„Schön, wir gehen also jetzt zu Herrn Bißle. Sie bleiben vorläufig in Haft!“

Viktor wurde in ein kleines vollständig dunkles Zimmer gesteckt.

Indessen war es dem Inspektor und seinen Begleitern gelungen, Emmerich aus dem Schlaf zu klingeln.

Der Inspektor legitimierte sich durch seine Marke. Nun merkte Bißle, daß es Ernst wurde. Viktor schien tatsächlich aus der Schule geplaudert zu haben.

„Der Vorgeführte behauptet, Viktor Schubert zu heißen und bei Ihnen sechshundert Mark im Glücksspiel gewonnen zu haben!“

Emmerich erbehte innerlich. Dann schrie er:

„Ich kenne keinen Viktor Schubert! Ich kenne kein Glücksspiel! Ich war gestern abend mit meiner Frau in der Oper!“

„So, so, in der Oper? Was haben Sie denn gehört?“

„Was ich gehört habe? Na, 'ne Oper natürlich! Was soll ich denn in der Oper gehört haben?“

„Interessant. Die Opernhäuser sind nämlich zurzeit geschlossen. Sehr interessant! Können wir mal Ihre Frau Gemahlin sprechen?“

„Meine Frau ist garnicht hier, sie ist in Bad Nauheim!“

... von wo sie wahrscheinlich auf dem neuen Räderzeppelin zum geschlossenen Opernhaus heraufsteigt? Nicht wahr, Herr Bißle! Ach, wollen Sie sich doch bitte ein bißchen anziehen und uns begleiten! ...“

Eine Viertelstunde später wurde Bißle in die dunkle Kammer gesteckt. Es entspann sich ein ziemlich heftiger Wortwechsel zwischen ihm und Viktor ...

Vier Wochen später sprach der Vorsitzende des Gerichtes sein vernichtendes Urteil.

Seither haben sich Viktor und Emmerich die telefonischen Scherze abgewöhnt ...

Die Welt der Frau.

Das Essen schmeckt nicht!

Kleine Sünden im Haushalt. — Wie muß man Milch kochen? — Die Kunst der Kaffeebereitung. — Weshalb schmeckt das Gemüse nicht? — Fertige Speisen dürfen nicht auf dem Herd stehen bleiben. — Wie man Obst und Gemüse frisch erhält.

Schwieriger denn je ist die Aufgabe der Hausfrau, die mit bescheidenen Mitteln schmackhaftes Essen zubereiten soll. Rechenkunststücke sind notwendig, um mit dem gekürzten Wirtschaftsgeld auszukommen. Umso größer ist dann der Ärger, wenn die Hausfrau als Lohn für ihre Mühe bei Tisch finstere Mienen findet, wenn der Gatte mähmutig den nur halb geleerten Teller von sich schiebt, wenn die Kinder die Rundwinkel herabziehen und das Essen stehen lassen. Mühe und Arbeit sind vertan, ohne daß die Hausfrau dafür einen Erfolg ihrer Leistungen sieht. Dabei ist es gar nicht einmal notwendig, besonders kunstvolle und kostspielige Gerichte zu erfinden. Vielmehr wird eine tüchtige Hausfrau sich die Frage vorlegen, woher es denn komme, daß das Essen nicht schmeckt, und wenn sie selbstkritisch genug ist, wird sie erkennen, daß auch sie Fehler begangen, kleine Unstäten nicht vermieden hat, die vielleicht zur Gewohnheit geworden sind, aber zugleich Ärger und Verdruß verursachen.

Jede Hausfrau wird wahrscheinlich mitleidig lächeln, wenn man sie darüber belehren will, wie Milch gekocht werden soll. Und doch ist dieser Vorgang nicht so einfach, wie man allgemein annimmt. Eine bekannte Schweizerin, Frau Elisabeth M. Danf, die in der Schweiz als Autorität der Kochkunst gilt, widmet gerade diesem Kapitel in einem längeren Aufsatz im „Schweizerpiegel“ große Aufmerksamkeit. Bekanntlich nimmt Milch jeden Geruch und Geschmack leicht an. Es ist also eine Selbstverständlichkeit, daß man Milch niemals in einem Topf kocht, in dem man andere Speisen zubereiten pflegt. Aufbewahren sollte man Milch am besten in Tongefäßen, die aber peinlich sauber gehalten und vor allem des öfteren ausgelocht werden müssen. Beim Kochen der Milch muß man darauf achten, daß diese nicht mehrmals aufkocht. Wenn man Milch längere Zeit warm halten muß, so stelle man sie in ein Wasserbad. Allerdings leidet der Geschmack auch schon durch diese Prozedur. Falls es aber, das zu tun, was das übliche ist, nämlich die Milch nach dem Abkochen auf der heißen Herdplatte stehen zu lassen. Tut man dies, dann darf man sich nicht wundern, wenn die Milch ihren ursprünglichen Wohlgeschmack verliert.

Die Wiener, die sich in Berlin aufhalten, erklären, daß sie nur in den seltensten Fällen in einem Haushalt richtig zubereiteten Kaffee erhalten, und sie verippen ihre Bekannten wegen jenes Gebäus, das bei uns den Namen Kaffee trägt. Man muß zugeben, daß der Kaffee bei uns in

Deutschland wenig liebevoll behandelt wird. Man kann nie einen wohlgeschmeckenden Kaffee erhalten, wenn man das heiße Wasser schnell auf den gemahlene Kaffee gießt. Am ratsamsten ist es, den Kaffee mit Hilfe eines Filterapparates zu bereiten, bei dem das Wasser langsam durchsickert. Hat man einen solchen Apparat aber nicht zur Verfügung, so muß das heiße Wasser allmählich auf die gemahlene Bohnen gegossen werden, damit das Getränk Aroma erhält.

Auch bei der Zubereitung von Gemüse wird vielfach gesündigt. Nicht nur aus Gründen des Wohlgeschmacks, sondern auch um den Nährwert des Gemüses zu erhalten, sollte man dieses möglichst kurz kochen oder nur dämpfen. Will man von der gewohnten Zubereitungsmethode nicht abgehen, so achte man peinlich darauf, daß ein nur unbedingt notwendiges Minimum der Kochzeit innegehalten wird. So soll man grob gehackten Kohl nicht länger als zehn Minuten kochen lassen. Gibt man bei Tisch Salat, so muß man darauf achten, daß dieser ganz kurze Zeit vor dem Essen zubereitet wird. Auch soll man ihn nie in zu warmer Temperatur stehen lassen, denn es sieht häßlich aus, wenn die Salatblätter well auf den Tisch kommen.

Vor allem aber muß man eine Unstüte ausmerzen, die beinahe zur Tradition geworden ist. Man muß sich davor hüten, Reis, Bürezarten oder warme Saucen auf der Herdplatte stehen zu lassen. Wie leicht brennt Reis an, wie schnell trocknet die Sauce ein, wird das Büree ein dicker Brei. Man sollte die kleine Mühe nicht scheuen, die Speisen, die man warm halten will, im Wasserbad aufzubewahren. Wie häßlich mutet es an, wenn eine Sauce auf den Tisch gelangt, die erst von einer dicken Fettschicht befreit werden muß. Daß man zum Essen die besten Zutaten nehmen soll, ist eine alte Weisheit, die man heute aber leider nicht so streng befolgen kann. Der schmale Geldbeutel der Hausfrau gebietet ihr oft, weniger gute Fette zu benutzen. Man sollte dann aber streng darauf achten, daß alle Arten von Fett, Butter oder Öl siedend heiß sein müssen, bevor man den Backprozeß vornimmt. Niemals kann etwas vernünftiges dabei herauskommen, wenn man die Speise in lauwarmes Fett tut.

Eine Sorge für die Hausfrau, die größere Vorräte auf dem Wochenmarkt einkauft, besteht darin, Gemüse und Obst möglichst frisch zu erhalten. Dazu muß man wissen, daß man beispielsweise Kopfsalat nicht auf den Balkon tun darf. Er wird viel besser im Keller aufbewahrt, nachdem man ihn in Zeitungspapier eingewickelt hat, denn Kopfsalat welkt schnell, wenn er dem Wind ausgesetzt ist. Hat die Hausfrau Wurzelgemüse, wie Kohlrabi oder Mohrrüben eingekauft, so muß sie gleich, wenn sie das Gemüse nach Hause bringt, die grünen Blätter abschneiden. Bleiben diese nämlich daran, dann ziehen sie den Saft aus der Wurzel, und das Gemüse wird trocken, unansehnlich. Tomaten bewahrt man am besten

zwischen Doppelfenstern auf. Noch besser packt man sie in Torfmull, und zwar muß man über eine Schicht Tomaten immer eine Schicht Torfmull legen, so daß sich die einzelnen Früchte nicht berühren. Spinat muß möglichst kühl aufbewahrt bleiben, man darf ihn aber nicht ins Wasser legen. Petersilie und Schnittlauch stellt man am besten in einem Glas Wasser vor das Fenster. Zitronen und Äpfel lassen sich am besten, wenn man sie in Seidenpapier einwickelt. Eine praktische Methode, Weintrauben lange frisch zu erhalten, besteht darin, daß man in einem frostfreien, kühlen und trocknen Raum Schnüre spannt und mit kleinen Häkchen verieht. An diesen Häkchen hängt man die Trauben auf, und zwar so, daß der Stiel nach unten hängt. Auf diese Weise erreicht man nämlich, daß die Beeren sich spreizen und sich möglichst wenig berühren. Wenn man einen Keller hat, der feucht ist, stellt man am besten eine Schale mit Chlorkalk auf, denn dieser zieht die Feuchtigkeit an. Wenn man all diese kleinen Winke, die keinerlei Gespöcher erfordern, beobachtet, wird sicherlich viel Ärger vermieden werden, der sich sonst im Haushalt bemerkbar macht.

Mode-Neuheiten.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt.“



1. Schottenkleid mit uni Weste. Ein Gürtel, ein Kragen und Aufschläge an den Armen sind die Garnitur der Weste.
2. Schürchenkleidchen mit wallender Straußenfeder zu einem Abendkleid.
3. Chasfour mit kleinen Federchen zu Mantel mit Fuchstragen.
4. Jumperkleid mit Pelzstrawatte als Kragen.
5. Mantel aus gestreiftgewebtem Wollstoff mit Pelztragen.
6. Perserjäckchen mit Ruff. Ein schmaler Ledergürtel legt sich um die Taille.
7. Abendanzug aus Georgette, die Taille ist sehr kurz mit reichem Blumenschmuck. Die Seitenteile des Rockes bestehen aus übereinander gehetzten Georgetteblättchen auf Tüll.

Mit diesen Modedarstellungen sollen einige Anregungen gegeben werden, wie die Garderobe erneuert und vervollständigt werden kann. Es sind oft Kleinigkeiten, die nicht allzu teuer sind, und dem Aussehen die neue Modelinie verleihen. Mit einem originellen Kragen, mit einer Weste oder einer Jacke, mit Gürtel, Schnalle oder Schleife, kann ein ständiger Wechsel der Garderobe erzielt werden. Auch ein neues Hütchen läßt sich sehr leicht aus einem schon getragenen Filzhut arbeiten. Seiden- und Kunstseidenstoffe sind ein beliebtes Material zur Herstellung dieser Dreispitz- und Poitilohütchen. Zum Mantel, Complet, oder Nachmittagskleid sind die Handschuhe verschieden in ihrer Länge, während beim Abendkleid stets lange, bis über den Ellenbogen reichende Handschuhe erforderlich sind. Auch der Ruff wird diesen Winter wieder seinen Platz behaupten. Er wird aus verschiedenem Pelzmaterial, sowie aus dem Stoff des Mantels oder aus Samt und Seide gearbeitet.

Das gesunde Schlafzimmer während der kalten Jahreszeit.

Von Liselotte Hennoch.

Starke Ermüdungsmerkmale stellen sich während der kalten Jahreszeit bei vielen Menschen ein. Häufig ist der Grund dafür in der Beschaffenheit des Schlafraumes zu suchen. Das Schlafen bei offenem Fenster ist nicht jedermanns Sache, weil rheumatische Schmerzen und auch Erkältungskrankheiten auf die falsche Art der Lüftung zurückzuführen sind. Der ungeheizte Schlafraum gehört zu einem überwundenen Standpunkt. Wer tagsüber in geheizten Räumen lebt, sollte während der Nachtstunden den großen Temperaturunterschied vermeiden. Läßt man das Fenster über Nacht geöffnet, so muß das Zimmer unbedingt durch Heizung erwärmt sein. Durch die einströmende Nachtlust kann der Organismus sonst empfindlich geschädigt werden. Das Fenster darf auch nur dann geöffnet bleiben, wenn die Luft den Schlafenden nicht direkt trifft. Befindet sich das Bett unmittelbar am Fenster, dann soll bei einer Außentemperatur von + 8 Grad an die kalte Nachtlust zu erhalten und einen erholenden Schlaf zu fördern, vermeide man kühnende Blumen, ebenso wie Vasen, die mit Wasser gefüllt sind. Töpfe mit blühenden Blumen gehören gleichfalls nicht in den Schlafraum. Noch immer findet man in manchen Familien den üblichen Wäschebeutel mit der gebrauchten und abge-

legten Wäsche. Ein großer Nachteil für die Hygiene und außerdem ein Gedanke, der Unbehagen weckt. Die getragene Wäsche sollte irgendwo anders, aber niemals im Schlafzimmer unterkunft finden.

Lebensmittel verweigere man gleichfalls den Aufenthalt im Schlafraum. Geleerte Biergläser und geleerte Flaschen werden vor dem Zubettgehen entfernt. Sie verderben die Luft, wie man zu sagen pflegt, weil der Dunst des Alkohols sich im Räume verbreitet und einen unangenehmen Geruch hervorbringt. Parfüms, Pasten, Parfüm, Kleb- fassen sind ungesund, und ihre Anwesenheit im Schlafzimmer ruft Kopfschmerzen und Mattigkeit hervor. Hat man keinen anderen Aufenthaltsraum für diese Dinge, so achte man darauf, daß sie zum mindesten gut verschlossen und noch in einem verschlossenen Schrank untergebracht werden. Medikamente und entförkte Medizinflaschen bringt man unter allen Umständen vor dem Zubettgehen und vor dem Lüften aus dem Schlafraum.

Die verdunkelten Fenster bewirken einen guten Schlaf und die Schonung des Augenlichtes. Aus diesem Grunde müssen Spiegel so angebracht werden, daß sie durch das Licht, das durch einen Spalt fällt, nicht reflektieren können. Der Strahl, der durch Reflexwirkung von einem Glas zurückgeworfen, das Gesicht des Schlafers trifft, ist seinen Nerven und seinen Augen gleichermäßen nachteilig.

Eiserne Ofen — sogenannte Füllöfen — sind für das Schlafzimmer nicht empfehlenswert. Zentralheizung, Kachelöfen mit gleichmäßiger Wärmeverteilung werden angetan. Beim Schließen der Ofenklappe ist Vorsicht geboten, obgleich die neuzeitlichen Ofen durchsichtig so eingerichtet sind, daß Kohlenoxydgase ihnen nicht entströmen. Doch ein vorzeitiges Schließen der Ofenklappe bringt durch die unausgebrannte Kohle einen schlechten und schwer zu vertreibenden Geruch hervor.

Jedes Schlafzimmer soll vor dem Eintritt der Nachtruhe gründlich gelüftet werden und zwar so lange, bis die neu einströmende Luft die eingeschlossene verdrängt.

Nur in einem hygienischen Schlafraum werden Körper und Geist Erholung finden; das Aufstehen am anderen Morgen bedeutet nach Beachtung dieser Angaben keine Qual und keine allzu große Überwindung. Für alle arbeitenden Menschen ist das von außerordentlicher Bedeutung.

Neue Handarbeitsvorlagen.

Dinge, die sich vom Wirtschaftsgeld bestreiten lassen, sind kleine Handarbeiten, die der Behaglichkeit des Heimes sowie praktischen Zwecken dienen, die leicht von jeder handarbeitenden Frau in Stunden der Ruhe ausgeführt werden können. Neue Vorlagenhefte bringt der V o b a c h - V e r l a g

(Leipzig C 1) soeben wieder heraus: (Nr. 150) Leichtes in Häkel- und Grabfilet. — (Nr. 152) 100 nützliche Modelle, gehäkelt und gestickt. — (Nr. 153) Fein gehäkelte Spitzen und Decken. Feine und feinste Garne kommen für die in diesen Heften beschriebenen Handarbeiten zur Verarbeitung. Die beiliegenden Musterbogen erleichtern in jeder Hinsicht die gewünschte Handarbeit. — Ein weiteres Heft des V o b a c h - V e r l a g s (Nr. 228) bringt „Praktische Winke für die Hauschneiderei“, eine Gegenüberstellung von „Falsch und Richtig“ an entsprechenden Abbildungen.

Frauen und Mädchen, von Natur aus schöpferisch veranlagt, wird besonders Heft Nr. 154 interessieren, das sich „Entwürfe für kunstgewerbliche Frauenarbeiten“ betitelt. Egon Lehnert, ein anerkannter Künstler und Zeichenmethodiker, zeigt auf 16 Tafeln, von denen 8 in vielfarbigem Druck wiedergegeben sind, die Schönheit und die Vielseitigkeit der neuen Frauenhandarbeit. Mit seinem Verständnis erläutert der Autor die Schmudmöglichkeiten der Gegenstände (Teppiche, Handtaschen, Westen usw.) und zeigt die vielen Variationsmöglichkeiten in Form und Material. — Ein zweites Heft, das gleichfalls dem Handarbeits- und Wertunterricht dienlich gemacht werden kann, betitelt sich: „Der NWA-Webrahmen und seine Verwendung“. Das Gerüst als solches hat seit der Zeit einer „Penelope“ keine unwürdige Veränderung erfahren, wohl aber die auch heute noch zur Verarbeitung gelangenden Baumwoll- und Wollgarne, die die vielseitigsten Effekte ermöglichen.

Erprobt und bewährt!

Scharbenanstrich reinigt man mit Wasser und Seife und reibt mit einem gut ausgeprägten Fensterleder nach.

Betten, die nicht in Gebrauch sind, schlägt man in ein Tuch oder in Zeitungspapier ein, das man mit Terpentin besprengt, um Motten fernzuhalten.

Bederlachen, Tadeln, Mähen, Möbel, die einmal längere Zeit der Feuchtigkeit ausgesetzt waren, neigen dazu, Stodflecke anzunehmen. Man hängt diese Sachen am besten in irgendeinen wenig oder garnicht benutzten Raum frei schwebend auf und läßt aus mehreren flachen Schalen hochprozentigen Salmiatgeist verdunsten. Allerdings muß man dieses Verfahren 2-3 Tage durchführen, wenn die Flecke vollständig verschwinden sollen.

Der Jugendfreund.

Der TOD unter den Flügeln

„Wasser hat keine Balken.“ sagt ein Sprichwort der Alten, die damit die ständige Gefahr betonten wollten, in der sich der Seefahrer befindet. Die Seeleute pflegen solchen Angstmeiern gegenüber zu sagen: „Im Bett sind weit mehr Menschen gestorben, als im Wasser. Gehen Sie aber nicht trotzdem an jedem Abend zu Bett?“

Daß die Luftfahrt, die sich doch noch im Anfang ihrer Entwicklung befindet, weniger gefährlich ist, als die Wasserfahrt, glauben auch nur die Flieger. Der Laie hat im allgemeinen das Gefühl, daß jeder Flieger ein ungewöhnliches Maß an Mut und Draufgängertum besitzen muß, das unsere Bewunderung verdient.

Mac Graham, der junge amerikanische Militärflieger, der sich auf der Europareise mit seiner anmutigen Gattin befand, war daher in dem kleinen Ostseebad, in dem sich das junge Paar seit einigen Tagen aufhielt, der Mittelpunkt eines ganzen Verehrerheeres, der sich von Tag zu Tag vergrößerte. Es war bald bekannt, daß der Offizier seinen Erholungsurlaub einem Erlebnis verdankte, das in seiner Furchbarkeit den Atem der Nation hatte stocken lassen. Auf die Bitte der Freunde erzählte der Flieger, was geschehen war.

„Das Wetter konnte nicht schöner sein, als wir in einem ganzen Geschwader von unserm Flugplatz in Virginia zum Manöver aufstiegen. Wir hatten die Aufgabe, über der Chesapeakebucht Bomben auf einen markierten Feind fallen zu lassen. Ich war hertzens froh, daß ich dabei sein durfte, denn mit dem glücklichen Verlauf des Manövers konnte ich bestimmt auf meine Beförderung rechnen. Dann wollte ich es auch wagen, die junge Dame, die jetzt neben Ihnen sitzt, und die ich seit Monaten still verehrte, um ihre kleine Hand zu bitten. Um ein Haar wäre die Sache nämlich vereitelt.



Eine schreckliche Entdeckung: die Bomben sind hängen geblieben! Landen ist unmöglich!

Unsere Maschine befand sich einer geringfügigen Reparatur wegen nämlich bis zum letzten Augenblick in der Werkstatt. Wir hatten kaum Zeit, alles noch einmal flüchtig durchzuprüfen, aber, Gott sei gelobt, wir konnten doch mit.

Das Manöver begann. Wir befanden uns über dem „feindlichen Fahrwasser“ und lösten zwei Bomben. Aber was war das? Wir konnten den Einschlag der Bomben nicht

beobachten. Erst nach und nach konnten wir das eigenartige Rätsel lösen. Die Bomben waren in dem Untergetstell der Maschine hängen geblieben. Während der Reparatur mußte ohne unser Wissen irgendeine Veränderung vorgenommen sein, so daß sie festgehalten wurden.

Wir brauchten uns nicht auseinanderzusetzen, was dieser Zustand bedeutete. Denn jede Landung war unmöglich. Sobald die herabhängenden Bomben den Boden berührten würden, mußte die Explosion erfolgen, was selbstverständlich unseren gewissen Tod bedeutet hätte.

Mein tapferer Kamerad versuchte alles, um an die Fehlerquelle heranzukommen. Es war vergeblich. Jetzt gingen wir aufs Ganze. Wir stiegen zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Meter auf und verfluchten durch Sturzflüge und scharfe Kurven, ob sich die Bomben nicht lösen wollten.



Unverletzt langten wir auf dem Erdboden an.

Immer wieder. Alle Versuche mißlingen. Und wir beide wußten ganz genau, daß wir uns bei diesen Manövern in äußerster Gefahr befanden. Denn jeden Augenblick konnten die beiden Bomben bei diesen Gewaltanstrengungen zusammenstößen und die Maschine und uns zersplittern. Der Tod lauerte unter den Flügeln.

Unter den vielen Tausenden der Zuschauer hatten manche unsere Lage mit der Zeit erkannt. Viele schrien verzweifelt, andere fielen in Ohnmacht infolge der Erregung. Da jede Rettung ausgeschlossen war, beschloßen wir beide mit Hilfe der Fallschirme über Bord zu springen.

Während wir noch schwebten, verkündete uns ein ohrenbetäubender Knall, daß die Maschine zur Erde gestürzt und die Explosion der beiden Bomben erfolgt war.

Ich landete auf einer weichen Wiese. Mein Kamerad wurde von den schwankenden Zweigen einer starken Douglasfichte aufgenommen, wir beide waren unverletzt.

Nun waren wir beruhigte Leute. Alle Zeitungen brachten unsere Bilder. — Es ist gar nicht zu beschreiben, wie viel Blumen wir, meine kleine Edith und ich, zu unserer Hochzeit bekamen!



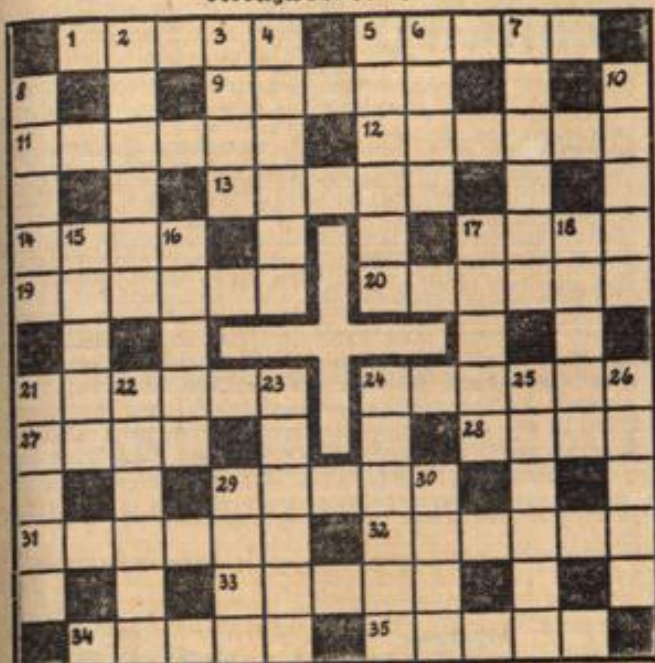
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagrecht: 1. Musikinstrument, 5. deutscher Opernkomponist, 9. Sprengstoff, 11. linker Nebenfluß des Po, 12. Stadt a. d. Rahn, 13. Erbs, 14. Oper von Verdi, 17. Schwimmvogel, 19. russ. Staatsmann, 20. Schulmappe, 21. bekanntes Gedicht von Schiller, 24. Jüdeltenart, 27. Vogel, 28. Farbe, 29. Teil des Haukes, 31. Tageszeit, 32. Heeresangehöriger, 33. Raubtier, 34. langes Stück Holz, 35. weiblicher Vornamen.

Senkrecht: 2. Blume, 3. See in Nordamerika, 4. europäische Hauptstadt, 5. Autogehölz, 6. Haushaltsplan, 7. Drogenauszug, 8. Kartenwert, 10. Wahrnehmungsborgane, 15. älteste lateinische Bibelübersetzung, 16. weibl. Vornamen, 17. Verwandter, 18. Vorort Berlins, 21. Gewicht, 22. See in Nordamerika, 23. Hartgummi, 24. Gesteinsart, 25. Gegenstand zu Verlierer, 26. Ragetier, 29. Schlafmüde, 30. Schauspiel von Ibsen.

Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

Aus folgenden 42 Silben:

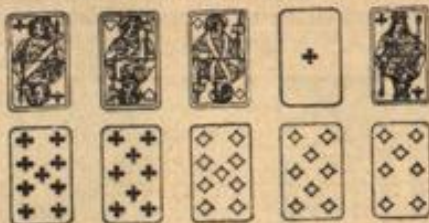
a — bad — ber — cu — dor — dra — e — ei — ei — eis — ga — gen — ger — gol — hy — im — in — ka — kau — kisch — korb — lin — low — men — min — mos — ne — ni — niz — or — pe — ron — sack — sind — schrank — stadt — te — te — trom — ü — xas — za

bilde man 17 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben gelesen, einen Ausspruch Goethes ergeben.

1. berühmter Diamant, 2. griech. Insel, 3. berühmter Musikdirigent, 4. Staat in Südamerika, 5. Fluß in Frankreich, 6. Kühlbehälter, 7. europäische Hauptstadt, 8. Stadt am Bodensee, 9. Staat in Nordamerika, 10. Stadt in Bayern, 11. Seefahrer aus „1001 Nacht“, 12. Musikinstrument, 13. Raubvogel, 14. Nebenfluß der Elbe, 15. Bienenzucht-Requisit, 16. Bad an der Riviera, 17. Gipfel der Berner Alpen.

Stat-Aufgabe.

Vorhand erklärt Kreuz-Solo mit folgenden Karten:

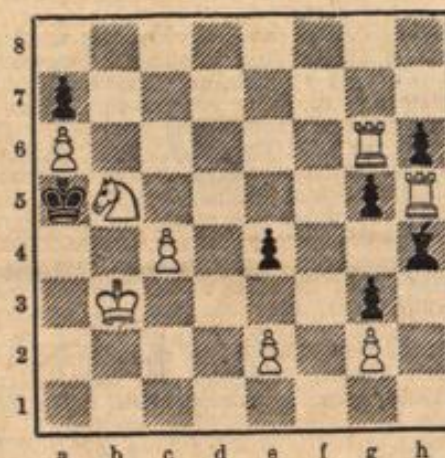


Stehen alle übrigen Trümpe in einer Hand und alle fehlenden Karto gleichfalls in einer Hand dagegen, so gewinnt Vorhand ihr Spiel, sie verliert es aber, sobald die Trümpe gleich verteilt sind und die vier Blatt Karto nicht in einer Hand stehen. Wie müssen die Karten verteilt sein?

Auflösungen aus voriger Nummer.

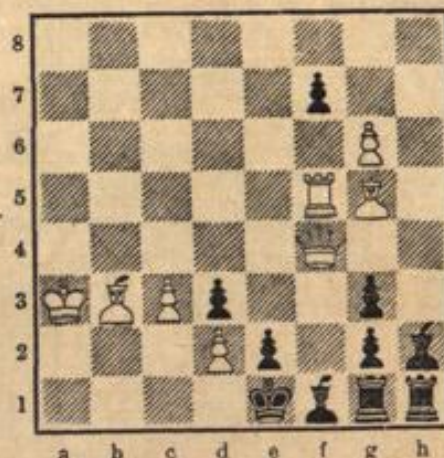
Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Klar, 5. Kar, 6. Bog, 8. Kalle, 10. Irene, 13. Bari, 14. Rab, 15. Leib, 16. Stola, 18. Indus, 20. Kimpel, 23. Relos, 26. Trio, 27. Rto, 28. Clau, 29. Kisel, 31. Boden, 33. All, 34. Sea, 35. Remel. Senkrecht: 1. Mal, 2. Arena, 3. Alibi, 4. For, 5. Klio, 7. Gelb, 8. Ras, 9. Artemis, 11. Neurole, 12. Eis, 17. Lec, 19. nie, 20. Kra, 21. Boja, 22. Bille, 23. Rolle, 24. Leba, 25. San, 30. Elm, 32. Ol. — Bilder-Rätsel: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Taler nicht wert! — Magisches Quadrat: 1. Tasse, 2. Altar, 3. Stola, 4. Salat, 5. Erato. — Silben-Rätsel: 1. Albumin, 2. Wallre, 3. Nordpol, 4. Echternach, 5. Melone, 6. Nitrope, 7. Insolenz, 8. Taffet, 9. Sittich, 10. Estomac, 11. Travabdi, 12. Darbanellen, 13. Leuthold, 14. Leviathan, 15. Ostrau, 16. Sacharin, 17. Niobe, 18. Krovog, 19. Metone. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. — Verschiebe-Aufgabe: 1. Saale, 2. Eiber, 3. Favel.

Nr. 95. Paul Buerke, Wiesbaden.
Urdruck.



Weiß: Kb3, Tg6, h5, Sb5, Ba6, c4, e2, g2.
Schwarz: Ka5, Lh4, Ba7, e4, g3, g5, h6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 96. Derselbe.



Weiß: Ka3, Df4, Tf5, Lb3, g5, Bc3, d2, g6.
Schwarz: Ke1, Tg1, h1, Lf1, h2, Bd3, e2, f7, g2, g3.
Matt in 3 Zügen.

Positionsgefühl. Ueber Instinkt macht der Großmeister Eugen Smoko-Borowsky in seinem Werkchen „Das Mittelspiel im Schach“ nachstehende Betrachtung. Worauf können wir eine tiefergehende Bewertung gründen? Es gibt einen merkwürdigen, unergründlichen Instinkt, „Positionsgefühl“, wie ihn die Deutschen nennen, oder können wir bestimmte Schlüsse aus objektiven Tatsachen ableiten? Zweifellos spielt solch ein Instinkt eine große Rolle und seine Bedeutung wird sowohl in der Beurteilung der Stellung als in der Ausarbeitung und Verwirklichung des Planes offenbar. Je schwieriger die Stellung, desto tiefer liegen die charakteristischen Merkmale, je weniger augenfällig Vor- und Nachteil sind, desto mehr wächst seine Bedeutung. Man kann sagen, daß dieser Instinkt Vorzüge ahnen läßt, noch ehe sie in Erscheinung treten. Ein schwächerer Spieler trägt ihnen nicht Rechnung und merkt sie erst später, wenn ihre Wirkungen drohend hereinbrechen. Deswegen hilft dieser Instinkt, die richtige Spielführung zu finden und ist dem Gegner gefährlicher, weil er die Eigentümlichkeiten der Stellung nicht durchschaut und die Drohung außer acht läßt. Indes spielen die wirklichen Tatsachen eine sehr große Rolle — kann doch das Schach als ein unpersönliches Spiel nicht zu einem Spiel von Zufälligkeiten herabgewürdigt werden. Da der Instinkt die versteckten Eigentümlichkeiten der Stellung nur ahnen läßt, darf man daraus keineswegs folgern, daß diese nicht bestehen.

Partie Nr. 48. Gespielt im Internationalen Turnier zu Veldes am 31. August 1931.

Weiß: Pirc, Schwarz: Dr. Aljechin.

1. d4-d5, 2. c4-e6, 3. Sc3-c5, 4. cxd5-cxd4. Diese Variante stammt von dem deutschen Meister v. Hennig her. Schwarz erlangt für den geopferten Bauern ein gutes Figurenspiel. 5. Da4+ Auf 5. Dxd4 erwidert Schwarz mit Vorteil Sc6. 6. ... Ld7, 6. Dxd4-e5d5, 7. Dxd5-Sc6, 8. Lg5. Diese Fortsetzung erweist sich als ungünstig für Weiß. Am besten wäre wohl 8. e3 mit nachfolgender Entwicklung des Königsflügels und kurzer Rochade. 8. ... Sf6!, 9. Dd2-h6, 10. Lxh6. Auf 10. Lh4 würde Aljechin wahrscheinlich g5 gespielt haben, denn er plant ja die lange Rochade. 10. ... Dxf6, 11. e3-o-o-o, 12. o-o-o. Weiß hat kaum etwas Besseres. Seine Dame ist höchst ungenügend postiert. 12. ... Lg4, 13. Sd5-Txd5! Damit beginnt die entscheidende Schlusskombination. 14. Dxd5-La3!, 15. Db3. Auf bxa3 gewinnt Schwarz mit 15. ... Lxf3, 16. Dxa3-Dx12, 17. Dd3-Lg4, 18. Sf3-Lx13, 19. Df5+—Kb8, 20. Dxf3—De1+, 21. Kc2—Tc8, 22. Dg3+—Se5+, 23. Kb3—Dd1+, 24. Ka3—Tc5. Weiß gibt auf. Eine elegante und gediegene Partie.

Lösungen: Nr. 87. 1. Dh5. Nr. 88. 1. Tb4. Angegeben von Karl Kreiss, Emil Leber, Georg Blum, Ingenieur Schmitt, Paul Buerke.

Lüftung Ltd.



Durch die Blume.

„Verzeihung, mein Herr, wollen Sie mir nicht diesen kleinen Revolver abkaufen — ich könnte leicht jemand damit verletzen.“

Endlich.

Die Reisenden mußten sich der Zollrevision unterziehen. „Irgend etwas zu verzögern?“ fragte der Beamte. Ein kleiner, aufgeregter Herr drängte sich vor. „Hier bitte. In meinem Koffer sind Damenwäsche und Herrenkleidung.“ Der Beamte sah ihn erstaunt an. „Warum haben Sie es denn so eilig?“ Der andere seufzte erleichtert: „Ich bin Reisender, und Sie sind die erste Person seit zehn Wochen, die den Inhalt meines Koffers sehen will.“

Eile mit Weile.

„Ich möchte gern ihre Tochter heiraten“, erklärte er leidenschaftlich. „Das geht nicht, junger Mann“, erwiderte der Beamte. „Wie ich höre, sind Sie kaum 20 und sie ist 28. Warten Sie noch 10 Jahre, bis Sie 30 sind, meine Tochter wird dann noch 28 sein.“

Erkenntnis.

„Hat Ihre Frau Sie erhört, als Sie ihr zum ersten Male einen Antrag machten?“ „Nein, ich habe mir alles selbst zuzuschreiben.“



Schmeichelt.

„Hänschen, willst du Tante Anni nicht ein Küßchen geben?“ „Nein!“ „Auch nicht für 10 Pfennig?“ „Nein, nur für 20 — für 10 nehme ich Lebertran.“

Humor des Auslandes.

Nichts gebessert.

„Sie haben sich einen Wachtund angeschafft und können nun doch nichts schlafen? Was hindert Sie denn daran?“ „Der Hund!“ (Mit für Ma).

Abnungslos.

Das Jüngste: „Papa bitte, schenkt mir zehn Pfennig!“ — Die Tochter: „Kann ich vielleicht zwei Mark bekommen, Papi?“ — Der Große: „Wahrscheinlich dringend fünf Mark!“ — Die Gattin: „Lieber Richard, würdest du so gut sein, mir zwanzig Mark zu geben?“ — Er: „Um Gottes Willen, was ist denn los? Alle wollen Ihr Geld von mir haben?“ — „Ja, mein Lieber, hast du denn vergessen, daß du morgen Geburtstag hast?“ (Tit-Bits.)

Besuch aus der Heimat.

„Sie wünschen eine Unterredung mit Abdullah Rajaputra, dem großen indischen Heilseher?“ Besucherin: „Ja wohl, sagen Sie ihm, seine Schwester aus Köpchenbroda möchte ihn sprechen!“ (Tippisch Star.)

Die schöne Wohnung

Zukunftsforderungen an unsere Wohnung.

Von Professor Walter Gropius.

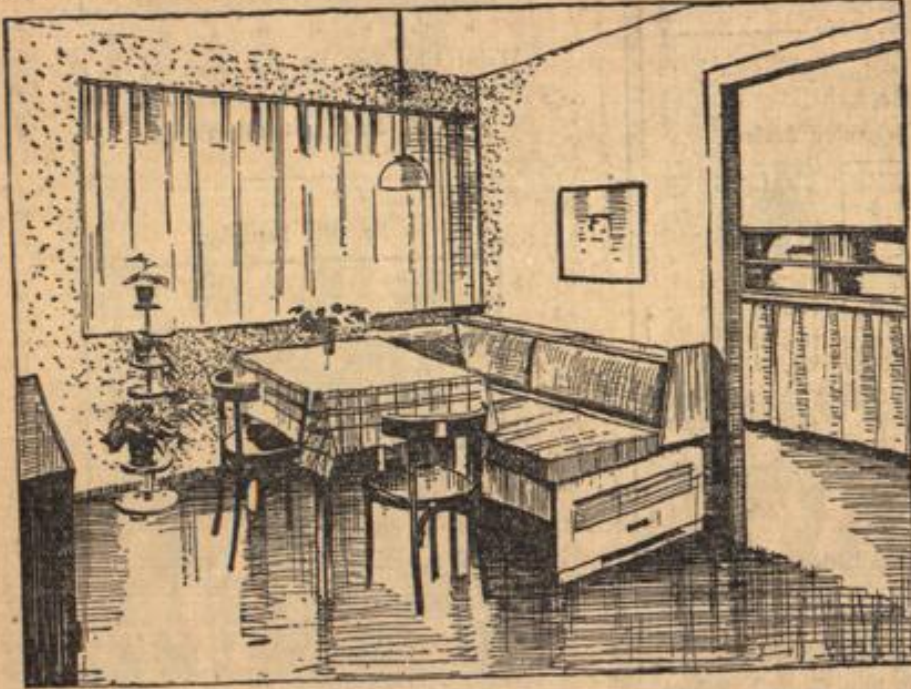
Das moderne Wohnhaus soll nicht mehr wie früher eine Festung sein, ein Monument mit biden mittelalterlichen Mauern und mit einer feuren, auf Repräsentation gestellten Fassade, sondern leicht, leicht und sonnendurchflutet, veränderbar, arbeitssparend, wirtschaftlich und von vollendetem Gebrauchswert für seine Bewohner. Der Wohnwert des Hauses steht heute im Vordergrund und wird danach bemessen, wie weit es dem Erbauer des Hauses gelingt, die Widerstände des täglichen Lebens auf ein Minimum zu verringern und ein bequemes, praktisches, schönes Wohnen unter geringstem Aufwand an Raum, Material, Herstellungskosten zu ermöglichen. Das Verhältnis von Aufwand und Wohnwert ist entscheidend, nicht das Maß an repräsentativem Schein.

Was macht die Schönheit des neuen Wohnhauses aus? Geöffnete Räume, Leichtigkeit der Gestalt, erhaltene, prägnante, einfache Form, harmonisches Maß aller Bauglieder

die eigene geistige Entwicklung und die Erziehung der Kinder frei werden. Reibungsloses, sinnvolles Funktionieren des täglichen Lebens ist kein Endziel, sondern es bildet die Voraussetzung, um zu einem Maximum an persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit zu gelangen. Die im heutigen Grundriß angeordnete Standardisierung der praktischen Lebensvorgänge bedeutet daher keine Verflachung und Mechanisierung des Individuums, sondern befreit das Leben von unnötigem Ballast, um es desto ungehemmter und reicher sich entfalten zu lassen.

Die Ansichten über die ideale Wohnform — Einfamilienhaus oder Etagenwohnung — gehen sehr auseinander. In dem scharfen Kampf für das Einfamilienhaus und gegen die Mietskasernen ist ganz vergessen worden, daß Schuld an dem schlimmen Elend dieser unwürdigen Behausungen ja gar nicht die Wohnform des mehrtägigen Großhauses an sich ist, sondern die Gesetzgebung, die den Bau solcher Woh-

wohner in nächster Nähe leicht erreichbare Sonnen- und Schattenplätze mit weiter Fernsicht, die ihn völlig abräu- den vom Lärm der Straße. Die alten Schreden der Mietskasernen verschwinden, und der Mensch findet sich statt dessen in einer grünen Stadt, in der ihm das Erlebnis der Natur zum täglichen statt nur zum Sonntagserlebnis wird! Dazu kommt, daß nur das Großhaus dem einzelnen Bewohner einen großen Teil der mühseligsten und zeitraubendsten Hausarbeiten abnehmen kann durch zentrale Bewirtschaftungsanlagen. Zentrale Heizungs- und Warmwasseranlagen, zentrale Waschküchen, Aufzüge, zentrale Küchenanlagen, Kühl- schränke, Badanlagen, mechanische Be- und Entlüftun- gen; ja schließlich lassen sich auch gemeinsame Klubräume, Sportanlagen und Kindergärten im Großhaus viel eher verwirklichen, da die Kosten auf eine große Anzahl von Fa- milien verteilt werden, Kosten, deren Sinn es ist, den erzun-



Wohnraum.

Die Posterkant ist ausziehbar und als Bett zu benutzen.
(Ausgestellt von der Württ. Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes.)

zueinander, vollendete Erfüllung der materiellen und seeli- schen Forderungen.

Die neue Wohnung soll vor allem den Menschen selbst zur Geltung bringen! Sie soll seine Bedürfnisse — die im Trübel unserer Tage so andere sind wie die der früheren Generationen — befriedigen und durch elastische und un- schwere Atmosphäre ein ungewohntes, natürliches Leben ermöglichen.

Das wichtigste Erfordernis ist daher die vorzügliche Durchdringung des Grundrisses. Ein guter Grundriß ist gekennzeichnet durch eine klare Trennung von Wohn-, Schlaf- und Wirtschaftsteil, durch kurze, zeitparende Wege innerhalb der Wohnung und durch eine gute Sonnen- lage der einzelnen Räume. Die Größe der Räume — mit Ausnahme des Hauptraumes — läßt sich, wenn es die Spar- samkeit verlangt, ohne Schaden zu Gunsten einer Steigerung des Wohnkomforts herabsetzen. Die zunehmende Schwierig- keit der Hausangelegenheiten spricht für die Disposition entscheidend mit, und die Hausfrau, an die so viel mehr An- forderungen gestellt werden als früher, wird es dankbar be- grüßen, wenn Organisation und Technik sie davor bewahren, ihre Kräfte im Hausdienst zu verbrauchen, statt daß sie für

nungen ohne soziale Sicherungen der Spekulation preisgab. Das Miethaus ist in Verruf gekommen, weil es in der alten Form — drei- bis vierstöckige Häuserblöcke — wenig Vor- teile bietet. Die Stadtabstände sind meistens zu gering, die Besonnung daher ungünstig und die Grünfläche sehr be- schränkt. Wenn dagegen 10- bis 12-geschossige Wohnhäuser gebaut würden, so könnten sich diese Nachteile in ebenso viele Vorteile verwandeln. Das mit Verantwortung geplante, mit reichlichen Abständen in breite Grünflächen gestellte Groß- haus kann alle Bedingungen nach Licht, Luft, Bohnruhe und Auslauf erfüllen und dem Bewohner noch eine Fülle weiter- er Vorteile bieten, die im Einfamilienhaus praktisch kaum erfüllbar sind. Im 10- oder 12-stöckigen Hochwohnhaus kann auch der Erdgeschossbewohner den Himmel sehen! Statt auf 20 Meter breite begrünte Korridore schauen die Fenster auf 100 Meter breite baumbestandene Grünflächen, die die Luft reinigen helfen und weite Tummelplätze für die Kinder bie- ten. Hier dringt die Natur in die Großstadt ein, und wenn auch alle Dächer zu Gärten werden, was ja fast noch nirgends geschehen ist, so würde sich der Städter dort oben auch noch das Land zurückerobern, das durch den Bau des Hauses am Boden verlorengeht. Der Dachgarten muß viel mehr wie bisher kultiviert werden; denn er bietet dem Miethausbe-



Wohnzimmer.

(Architekt Carl Malmsten, Stockholm.)

genen Zeitgewinn in das Allerwichtigste umzumünzen, in Lebensgewinn!

Ich glaube also, daß man in Zukunft dazu über- gehen wird, nebeneinander das Flachhaus und das Hoch- haus zu projektieren, und daß man vom Bau drei- bis vier- etagiger Miethäuser immer mehr abkommen wird. Das Ein- familienhaus bietet alle Vorteile der direkten Verbindung zum Garten, größere Abgeschlossenheit und die Freude am eigenen Besitz! Das Wohnhochhaus dagegen weite Grünflächen und erhöhten Wohnkomfort für sehr viel geringere Aufwen- dungen. Entscheidend für die Wahl sind Reizung, Beruf und Geldbeutel des einzelnen Interessenten.

Die öffentliche Meinung hat bisher nachdrücklich den Bau von Einfamilienhäusern gefordert, der den meisten Menschen als verlockendste Möglichkeit, dem Steinmeer der Großstadt zu entgehen, erscheint! Sie sollte sich ebenso für den Bau von Hochhäusern einsetzen (deren Bau bisher durch öffentliche Bestimmungen so gut wie unmöglich gemacht ist), der den Genuß der Natur für eine viel größere Anzahl Men- schen möglich machen wird, weil er die beschränkten Geld- mittel des einzelnen nicht über das erreichbare Maß hinaus anspannt.

Die Einrichtung der Diele.

Die Diele, früher Korridor oder Flur genannt, hat gegenüber den anderen Räumen der Wohnung eine besondere Note. Es ist ihr vorbehalten, dem Eintretenden den ersten Eindruck zu vermitteln. Darum sollte sie mit Sorgfalt und Überlegung gestaltet werden.

In einem gepflegten Haushalt ist die Diele immer ein Muster an Ordnung und schlichter Sachlichkeit. Und es ist auch wirklich einfach, sie zweckentsprechend herzurichten. Wir tapezieren sie zum Bei- spiel hell- bis hellgrau, nicht mit einer Ab- schlugborte, sondern auch die Decke mit der gleichen Tapete. So wird sie ein adrettes, freundlich wirkendes Kästchen, in das wir ganz sparsam einige Möbel legen: vielleicht eine kleine Bank, einen Binkelhocker, ein nied- riges, rundes Ablege- schränkchen. Alles andere steht nicht frei, sondern hat seinen festen Platz an der Wand.

Wenn eine Wand- fläche von 1½ bis 2 Meter Länge zur Ver- fügung steht, kann die Kleiderablage beson- ders geschmackvoll und einheitlich gestaltet werden. Man be-

festigt in der Mitte der Wand einen hohen, schmalen Tas- sel- spiegel ohne Rahmen; rechts und links davon zur Hutablage Glasplatten, unter denen sich die für die Kleider und Mäntel bestimmten, verschiebbaren Haken aus blankem Nickel be- finden. Über dem Spiegel, möglichst in gleicher Breite, eine moderne Soffittenbeleuchtung. Unter dem Spiegel, ebenfalls in gleicher Breite, eine Glasplatte, ein Brettchen oder ein kleines, niedriges Schränkchen zur Ablage von Handtasche, Kamm und Bürste. Als Mittelbeleuchtung eine Opalglas-

lugele, die an einem Nickelarm hängt. Der ganze, kleine Raum ist dann eine Symphonie in Nickel und Glas, zu dem das sanfte Grau der Tapete und ein leuchtend-blauer Linoleum- belag harmonisch abgestimmt sind.

Unsere Abbildung zeigt eine von Erich Diekmann, Wei- mar, entworfenen Flurgarderobe für besonders kleine Raum- verhältnisse. An einer 1 Meter breiten Wandfläche ist in vorbildlicher Weise alles zur Kleiderablage Nötige unter- gebracht. Oben die Glasplatte für Hüte und kleine Pakete. Darunter die Haken für Kleider und Mäntel. Rechts ein schmaler Spiegel, unter ihm ein an der Wand befestigtes Kästchen zur Aufnahme einiger Toilettegegenstände. Links ein Halter für Stöcke und Schirme. Zur Schonung der Tapete sind in der ganzen Breite der Wand einige Querleisten aus Nickel angebracht. Sehr gut wirkt es auch, wenn man zur Schonung der Wand die ganze Fläche von der Glasplatte bis zum Fußboden mit Rupfen oder mit Chinamatte bepannt.

Muß die moderne Wohnung nüchtern sein?

Wenn heute ein Karikaturist ein Bild eines modernen Zimmers entwerfen will, zeichnet er vier Wände, in der Mitte einen Stuhl und in einer Ecke einen Gummi- baum. Nicht viel anders sind tatsächlich die Vorstellungen, die sich die Allgemeinheit von der modernen Wohnung macht. Man meint, es sei Ablicht und Wesen der neuen Wohn- kultur, alles Behagliche, Verbindliche, ans Gemüt ruhende, „Gemütliche“ abzulehnen.

Wenn auch solcher Auffassung etwas Wahrheit zugrunde liegt, es muß ihr widersprochen werden. Neben übertriebe- nen Auswüchsen haben die neuen Bestrebungen reinigend und veredelnd auf die moderne Innenarchitektur gewirkt. Die Furcht, das Gefühl der neuen Wohnung sei lahl und nüchtern, ist nicht mehr begründet.

Als man erkannt hatte, daß sich in den überfüllten und unpraktischen Wohnungen der Jahrhundertwende nicht gut leben ließ, versuchte man, als Reaktion, die neuen Heime allzu spärlich und schmucklos zu möblieren. Es ist verständ- lich, daß der große Gegenstoß zwischen früher und jetzt die meisten schreckte und Opposition hervorrief.

Wer im Laufe der letzten Jahre regelmäßig Wohnungs- ausstellungen besucht hat, kann jetzt erkennen, daß das Extrem der schmucklosen Wohnungseinrichtung schon etwas gemildert

ist. Wir sind uns alle einig in dem Wunsche nach einem freundlichen, wohnlichen Heim. Behaglichkeit wird wieder erzielt durch Überfüllung der Räume, Anhäufung von Gegenständen, noch durch lahle Wände, nickelstarrte Möbel und Fußböden ohne Teppiche.

Die moderne Wohnung will nicht nüchtern sein, sondern praktisch. Sie will uns entlasten, von jenem Sclavendienste erlösen, der uns für nichts anderes als für die Pflege der Wohnung Zeit ließ. Geräte, die jeden Tag gepuht, schmit- und zerkratzt an Möbeln, das in mühevoller und doch ver- geblicher Kleinarbeit mit dem Pinsel zu reinigen ist, Tische und Bänke, in deren Ecken zu gelangen einem Zauberkunstst- nicht möglich wäre, von solchen Qualereien will sie uns be- freien, damit wir für wichtigere Leistungen Zeit finden.

An Stelle des geschwundenen wählen wir das glatte Möbel, ohne Profile und Kissen, das nicht minder schön ist. Nicht mehr, sondern ein Bild schmückt unsere Wand und fesselt viel- stärker unser Auge in seiner Einmaligkeit. Wer die neu- zeitliche Wohnung bekennt, kennt sie nicht. Der moderne Mensch ist durchaus für Bequemlichkeit und Behaglichkeit, sein Heim ist ebenso gemütlich, aber zweckmäßiger als das seiner Väter.

Ilse Deife.

Allerlei Wissenswertes.

Gestrichene Fußböden säubert man am besten mit Seifen- flodenwasser. Am gestrichenen oder lackierten Fußboden glänzen- zu erhalten, wird empfohlen, wöchentlich einmal halb- trockenen Rasseeisak darüber zu streuen. Man läßt ihn ein- paar Minuten einwirken, verreibt ihn mit einem um den Schrubber gewickelten weichen Lappen und fegt ihn dann auf.

Weiß emaillierte Badewannen reinigt man mit Seifen- brühe, der man einen Schuß Salzsäure beigibt. Nach der Säuberung spült man zuerst mit warmem Sodawasser, dann mit klarem Wasser nach. Zur Reinigung von Zinkwannen mischt man 1 Pfund grüne Seife, zwei Eßlöffel Soda und 2 Eßlöffel Essig (Bleichmittel) gut durch. Mit dieser Mischung schneuert man mit einem rauen Tuch die ganze Wanne aus, spült heiß nach, und reibt mit einem trockenen Tuch blank.



Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 284.

Sonntag, 25. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Irmler.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Seine Gestalt war umfangreich, wie die des Lufus. Seine Lebensanschauung fand gewissermaßen ihren Niederschlag in der rötlichen Färbung der fleischigen Züge seines glattrasierten Gesichtes.

Sein Bild würde unvollkommen sein, vergäße man hinzuzufügen, daß er gutmütig, hilfsbereit und ein außerordentlich zuverlässiger Freund sei.

„Ja, mein lieber Karl, nun ist man glücklich wieder in der Heimat“, meinte Sanders, als die Bestellung erledigt war und blickte nachdenklich in die zuckenden Flammen, — „und ich freue mich natürlich auch darüber... Aber —“ er seufzte, „nun habe ich wieder die Befürchtung, daß ich mich hier nicht wieder einleben kann, nach dem fast zwei Jahrzehnten langen Leben da draußen.“

„Ach, das denkst du dir jetzt, weil du die letzten fünf Jahre nicht mehr in Europa gewesen bist. Laß uns nun erst einmal vierzehn Tage weiter sein... Sei froh, daß du heil aus dem Herentassel herausgekommen bist.“

„Das bin ich auch. Trotzdem der Inder tot ist, ist mir mein ganzes bisheriges Leben in Sumatra doch so verleidet worden, daß ich gar nicht mehr den Wunsch habe, je wieder drüben zu leben — abgesehen davon, daß meine Plantagen verkauft sind.“

Bei der Erwähnung des Fakirs hatten sich zwei scharfe Falten auf seinem energischen, bartlosen Gesichte eingegraben, liefen an der scharf hervorspringenden Nase vorbei, zeichneten sich über den Augenbuckeln seiner hohen Stirn ein.

Lohburg sah das mit Bedauern. „Laß die häßliche Vergangenheit“, sagte er. „Sprechen wir lieber von unserer gemeinsamen schönen. Ich denke, ich kann dir da noch vieles erzählen, was dich interessieren wird und was ich dir nicht habe schreiben können. — Aber zuerst: nochmals herzlich willkommen!“

Er nahm eile der beiden breiten Sektischen auf, die der alte Diener gerade gefüllt hatte und trank dem Freunde zu.

„Danke, Karl, dein Wohl... auf ein gutes Zusammenleben!“... tat ihm Sanders Bescheid und trank in durstigen Zügen.

Aber noch während er trank, ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Sein Gesicht verzerrte sich. Mit einem Ruck setzte er das Glas vom Munde ab. Pfeifend zog er in einem tiefen gepreßten Atemzuge die Luft ein. Er wurde aschgrau. Seine Augen weiteten sich — blickten starr. Er konnte nicht fassen, was er da sah. Seine Finger krampften sich um den dünnen Stengel des Glases.

Wie der feuchtkalte Leib einer riesigen Schlange kroch ihn das Grauen an, wand sich um seine Glieder, schlang sich, sich immer fester einrollend, um seine Brust.

Aber glücklicher als Laokoön machte er sich frei, seine Riesengestalt wuchtete sich steil empor.

„Du... du?“

Seftig schleuderte er das Glas, das splitternd an der Wand zerschellte und einen nassen Fleck auf der dunkelgrünen Ledertapete über dem braunen Holze zurückließ.

Keuchend stand er auf... stürzte stieren Blickes mit geballten Fäusten ein paar Schritte vorwärts — stutzte dann, stand schwer atmend.

Lohburg war erst aufmerksam geworden, als der Freund die paar leisen Worte vor sich hin gemurmelt hatte. In dem Glauben, daß sie ihm gelten, hatte er aufgesehen. Da hatte er die plötzliche Veränderung, die mit seinem Freunde vor sich ging, bemerkt.

Betroffen setzte er das leere Sektglas auf das Taburet zurück und tupfte sich rastlos mit dem Seidentuche über die glänzende Fläche seiner von kurzgeschorenem schwarzem Haar umkränzten Glatze. Das splitternde Glas schreckte ihn empor, wie es die anderen Herren aus dem behaglichen Fluß ihrer Jagdgespräche heraus riß. Er trat neben Sanders und legte seine Hand auf dessen Arm. Der merkte es ebensowenig, wie er die aufgeregten Fragen seiner Mitfreunde hörte.

Aber mit einem Male erwartete das auch niemand mehr.

Sie alle kannten Sanders.

Aber was sie jetzt sahen; war nicht mehr sein Gesicht. Das war eine vor Grausen verzerrte, starre Maske!

Da war keiner, der nicht vor diesem Gesicht zurückschauderte, das aussah, als hätte es einen Blick in die Hölle getan. Die Veränderung war umso unheimlicher, da niemand wußte, was eigentlich geschehen war. Schweres Schweigen lastete auf dem großen Raume.

Lohburg hielt es nicht länger mehr aus.

„Am Himmelswillen, was geht denn nur vor?“ rief er.

Die vertraute Stimme brachte Sanders wieder zu sich selbst, obwohl er bei der Anrede leicht zusammengefahren war. Als ob er eine Stütze suchte, legte er seine linke Hand auf Lohburgs Schulter und fragte mühsam mit heiserer Stimme — und schien sich dabei vor der Antwort zu fürchten: „Wer war das, Karl?“

„Dort — in dem Sessel an der anderen Seite des Kamins — der Mann in den langen, weißen Gewändern, mit dem Turban über den dunklen Augen.“...

Gequält bedeckte er mit der Hand sekundenlang das Gesicht. —

„Da war niemand“, entgegnete Lohburg.

„Das... war kein anderer als der Inder!“ sagte Sanders, ohne Lohburgs Einwurf zu beachten. Er bemerkte aber jetzt doch die ratlose Verwunderung der Klubfreunde, die nicht recht wußten, ob sich tatsächlich ein Eindringling eingeschlichen hatte oder ob sie nach einem Arzt rufen sollten. Nur Lohburg glaubte von dem, was geschehen, eine etwas genauere Vorstellung zu haben, die sich scheinbar bestätigte — denn Sanders blickte jetzt wie ein plötzlich aus schwerem Traume Erwachender von einem zum anderen.

Da sagte er zögernd, aber doch auch mit zweifelnder Frage: „Es war wohl wieder eine Halluzination?“...

Keiner gab Antwort...

„Gut, nennen wir es also eine Halluzination“, lachte Sanders plötzlich kurz und trocken auf. „Halten Sie es, bitte, meinen überanstrengten Nerven zu gute, meine Herren — aber ich bin Ihnen wohl eine Erklärung schuldig. Wenn Sie sie hören wollen?“...

Man setzte sich, und Sanders erzählte mit seiner sonoren Stimme, die durch ihren herrlichen Tonfall auffiel, was er in Benares und in den Wochen darauf erlebt hatte.

„Seit dem Tode des Inders aber“, schloß er, „bin ich durch nichts wieder an diese unangenehmen Erlebnisse erinnert worden — und nun das vorhin!“

„Das sind allerdings erschütternde Dinge mit einem starken Einschlag von geheimnisvoller Unheimlichkeit“, bemerkte Geheimrat von Bühringer sehr ernst. „Daß es einem Menschen möglich sein soll, den Willen eines anderen so zu leiten, daß er am gewollten Tage am bestimmten Orte mit einem anderen zusammenstoßen muß — das ist eine Vorstellung, die meine Fassungskraft übersteigt.“

„Es geht mir nicht anders. Wir Europäer haben noch immer keine rechte Vorstellung davon, wie weit die Inder das Gebiet, das wir Okkultismus nennen, beherrschen.“

„Gehen Sie nun mit dem Schwindel, bester Herr“, fiel brüst ein kleiner, breitschultriger Mann, Professor Landolf, ein, der aussah wie ein Waldgnom, der durch Zufall in einen schlecht sitzenden Smokinganzug hinein geraten war. Ein paar spöttische Augen blickten stehend durch eine goldumrahmte Brille über die Wirren eines braunen Vollbartes.

„Ich habe mich auch mit dem Zeug beschäftigt. Sie meinen wahrscheinlich, das wäre Fernsuggestion gewesen.“ Er lachte überlegen auf.

„Und das heute „Schpaltung“ oder, da der indische Kerl tot ist, womöglich ein materialisierter Spirit?“

Er ließ aus seiner breiten Brust abermals ein höhnisches Lachen hören. „Vor dem Rüstzeug der mathematischen Wissenschaft hält solcher Aberglaube nicht stand. Ich will Ihnen sagen, was das ist: Tropenkoller ist das!“

In Sanders grauen Augen blinkten plötzlich gefährliche Lichter. Er war es nicht gewohnt, daß man in solcher Weise mit ihm umsprang. Aber er bezwang sich, er wollte nicht gleich am ersten Abend einen Konflikt herbeiführen.

„Raum“, sagte er mit flüchtigem Lächeln, denn der andere machte ihm jetzt Spaß: „Ihr Kollege von der medizinischen Fakultät, Professor Norden, den ich heute konsultierte, meinte, ich wäre jetzt wieder ganz gesund.“

„So“, brummte Landolf, nicht überzeugt. „Nach wem haben Sie denn also vorhin Ihr Glas geworfen?“

„Das weiß ich nicht. Aber Sie werden mir erlauben, daß ich trotzdem anders über die Dinge denke. Ich spreche aus Erfahrung.“

Der Professor schnippte mit den Fingern. „Aus wissenschaftlicher Erfahrung?“ fragte er geringschätzig. „Die Wissenschaft...“

„Die Wissenschaft hinkt sehr oft nach“, schnitt ihm Sanders die Rede ab, denn nun wurde ihm des Professors Art und Weise doch zu viel.

Auch Landolf hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, doch ließ er sie unausgesprochen, erhob sich und ging mit kurzer Verbeugung davon.

Auf seinem Gesicht standen deutlich seine Gedanken: mit einem solchen Kaffer kann sich der Mann der Wissenschaft unmöglich länger unterhalten.

Als er fort war, atmete alles auf. Wie leicht hätte es zu unangenehmen Weiterungen kommen können.

„Der Professor wird immer unausstehtlicher“, konstatierte Lohsburg.

„Zumal, wenn er überall mathematische Maßstäbe anlegen will“, ergänzte Bühringer.

„Dabei gibt es eine Vereinigung namhafter Gelehrten, die sich in der Gesellschaft für psychische Fortschritte zusammengeschlossen haben, um das strittige Grenzgebiet der Wissenschaft zu erforschen“, erklärte Dr. Selten, ein junger Arzt. „Ich weiß zufällig, daß eine Delegation der Gesellschaft in nächster Zeit auch in unsere Stadt kommen wird, um festzustellen, was es mit dem Dornbacher Schloß eigentlich auf sich hat.“

„Ach ja, das sogenannte Spukschloß“, rief Lohsburg lachend.

„Das Spukschloß?“ fragte Sanders aufhorchend.

„So nennt es das Volk schon lange und erzählt sich von geheimnisvollen Stimmen und Lichtern, die man dort hören und sehen könne“, erklärte ihm Bühringer.

„Es steht seit Jahren unbewohnt und ist, soweit ich weiß, zu verkaufen.“

„Das mag dort ähnlich sein, wie in dem Bauernhause in Friedrichshain im Eulengebirge. Es ist noch gar nicht so lange her, daß ich darüber in den Zeitungen las. Man habe in dem einsamen Hause Gesänge gehört und Klirren, wie von Geschirr, obwohl man genau wußte, daß kein Mensch sonst drinnen war. Sogar die Deden seien den Beobachtern — einwandfreien Persönlichkeiten — fortgezogen worden. Sie sagten, Dornbach wäre zu verkaufen, Herr Geheimrat?“

„Ich hörte es so.“

„Du willst doch nicht etwa?“ ... rief Lohsburg, „lieber Georg, du bist doch jetzt schon von der bloßen Erwähnung ganz kribbelig geworden — ich sehe es dir doch an.“

Sanders lachte. „Ich habe ja ein sehr gutes Hausmittel gegen Erregungszustände: Weißt du noch?“

„Doch wohl Brausepulver?“ antwortete Lohsburg, sein Gesicht zu scheinheiliger Ehrbarkeit zwingend.

„Meine Herren, ich erinnere mich: früher verstand der darunter ein tüchtiges Zeug“, erklärte er dann, rang verzweifelt die Hände und sah sich bekümmert in der Runde um.

„Oh... oh...“ lachten die Herren. Denn Lohsburg war dafür bekannt, daß auch er nicht gerade vor den Karten und Würfeln die Flucht ergriff.

„Komm nur, Karl. Du wirst mir schon meine Medizin verschaffen.“

Die beiden zogen lachend ins Spielzimmer.

Hier kamen sie in die Welt des Schweigens. Hier war jeder Lärm verpönt. Man schrieb die Bestellungen auf überall herumliegende kleine Abreibblöds. Geräuschlos führten die Klubdiener die Aufträge aus. Nur flüsternd unterhielten sich die Zuschauer beim Spiel, die den dichtbesetzten Roulettetisch in der Mitte des Zimmers umstanden.

Die Baccaratstische — sonst allabendlich benutzt, waren heute verödet, niemand blüffte im Poker. Der für einen Klub immerhin eigenartige Besitz eines Roulettetisches erklärte sich daraus, daß der exzentrische Professor Landolf, ein begeisterter Besucher des Kasino von Monte Carlo, dem Klub ein solches Geschenk gemacht hatte. Um den sehr reizbaren und empfindlichen Herrn, mit dem man, seiner Stellung in der wissenschaftlichen Welt wegen, immerhin rechnen mußte, nicht vor den Kopf zu stoßen, hatte Geheimrat v. Bühringer sich endlich doch bereit erklärt, zu der ihm sehr unsympathischen Aufstellung des Apparates seine Zustimmung zu geben.

Das Roulette wurde selten benutzt, weil die meisten Herren die Abneigung ihres Präsidenten teilten, und es geschah auch heute nur, weil Landolf, der sich gleich nach seinem Disput mit Sanders verärgert ins Spielzimmer zurückgezogen hatte, immer wieder dazu aufgefordert hatte.

Immerhin war es eine Abwechslung. Auch die Spieler paßten sich dem allgemeinen Rahmen an und pointierten nahezu wortlos.

Gerade diese Stille ließ die mit Spannung übersättigte Atmosphäre des Raumes fast atembeklemmend empfinden.

Monoton, wie schwere Tropfen, fielen halblaut die Worte des Bankhalters, die eisernen Jetons klapperten auf dem grünen Tuche.

Surrend lief die kleine weiße Elfenbeinkugel, die, wie ihre millionenfach größere Schwester, die Weltkugel, schon so manches Schicksal in ihrem Wirbel verwickelte hatte. (Fortsetzung folgt.)

Vergeßnes Grab.

Vergeßnen liegt ein Grab wie eine stumme Frage:
Bringt niemand mir ein Blümlein, sei's auch noch so arm?
Gedenkt man meiner nicht am Allerseelentage!

Du junger Knecht auf Westlands weit entlegener Farm,
Hörst du nicht über Meer und Land die leise Klage?
Dir schlug ein Mutterherz in Deutschland Liebesarm.

Jungmann.

Der Assistent des Musikclowns.

Von Martha von Zobelitz.

Der Angeklagte ist ein kleiner schwächlicher Kerl, fast noch ein Junge. Er hat seinen Wohltäter, den berühmten Musikclown Japp, auf offener Bühne niedergeschlagen, ihn mit dem Saxophon so unglücklich an die Schläfe getroffen, daß er lautlos zusammenbrach — ohne daß sein naites Lächeln vom breiten Mund verschwand. Es stand gräßlich zu den gebrochenen Augen.

Der Angeklagte war geständig. Tausende hatten den Hieb gesehen, hatten zuerst gelacht, weil sie ihn für einen Teil der Groteske hielten.

Und nun erzählen Sie uns, Angeklagter, warum Sie Ihrem Wohltäter nach dem Leben getrachtet haben.

„Ich habe ihm nicht nach dem Leben getrachtet, es ging auch kein Streit voraus. Wir haben überhaupt nie gestritten. Es war ein Donnerstagabend, wie viele andere. Japp hatte alle Menschen zum Lachen gebracht — ich mußte natürlich ernst bleiben, und mir war auch nicht zum Lachen.

Mein Wohltäter, wie sie sagten, Herr Präsident. Ich bin ein Musikerkind. Geiger werden war von klein auf mein Traum. Vater, Klarinettist bei den Philharmonikern, gab mich auf die Hochschule. Noch ehe ich fertig war, starb er. Bald war ich nahe am Verhungern, spielte auf Höfen. Da fand mich Japp. Das Leid auf meinem Gesicht schien ihm ein wirksamer Gegensatz zu seiner lustigen Fräse. Er hörte auch, daß ich was konnte. Er nahm mich zu sich. Ich wurde sein Begleiter, sein „Assistent“, wie die Artisten sagen. Er war ein gütiger Herr.

Unzählige haben sich an dem überaus musikalischen Clown erfreut, wenn er aus dem Bandonium Melodien holte und den Flügel auseinander nahm, um auf den Saiten zu harfen oder mit der riesigen Zehe die Tschinellen schüttelte, daß es wie Frauenlachen hineinglückte in die getragene Musik. Und die hatte ich zu liefern, je trauriger, desto besser, denn desto drolliger glückte er dazwischen. Schon bei den Proben war es schrecklich, zehnmal, hundertmal das empfindliche Legato zerschneiden zu bekommen — pum — schinn, die Tschinellen! Immer wieder von vorn. Aber auf der Bühne, da war es noch ärger. Zähne zusammenbeißen. Er hatte seine bunten Lappen, sein bemaltes Gesicht: ein Clown, der zum Künstler wird. Ich stand daneben in feierlichem Schwarz, ein Künstler, der zum Clown wird. Er raubte mir alles, selbst die Aufmerksamkeit des Publikums bei meinem Einleitungsspiel durch seine übertrieben zuhörenden Grimassen. Er stahl mir die Melodie, die seine komischen Instrumente übernahmen, mir vom Bogen wegzerren, verhöhnten. Am tiefsten empfand ich, daß ich mich am Schluß an seiner Seite verneigen mußte, wenn er in gespielter Bescheidenheit den Beifall auf mich abzuwälzen schien, während das Publikum „Japp, Japp“ raste.

Wie ich seine Zwerggeige gehaßt habe, die er aus der weiten Hölse zog und spielerisch an meiner edlen Altgeige maß! „Dadel und Dogge“ nannte er die beiden, denn er war gutmütig zu seiner Selbstverpötlung. Er erkannte sogar den Künstler in mir an. Ich durfte ihm an probefreien Tagen vorspielen, und er begleitete mich ganz vernünftig und ein bißchen schülerhaft-pendantisch. Am Abend war er dann wieder der urkomische Japp, und ich war der Ritter von der traurigen Gestalt, dessen Geige gerade gut genug war, dem Bandonium und Saxophon als Vorspann zu dienen.

Er bezahlte mich anständig. Dennoch hätte ich ihn gern verlassen, aber mich band ein langfristiger Kontrakt. Es war ja nur verständlich, daß er sich seinen Assistenten angesichts der mühsamen, monatelangen Proben sicherte. Zweimal hat er mich auf vier Wochen beurlauben müssen, weil die Nerven kaputt waren. Er bezahlte das Sanatorium, aber er gab mich nicht frei. „Sieh“, hat er in seinem Englisch-Deutsch gesagt, „wir machen doch nur Splash vor das Publikum, hauen auf Wasser, daß es spritzt. Nachher ist wieder alles glatter Spiegel.“ Seine Instrumente waren seine Haustiere, er behandelte sie gut, damit sie zuverlässig blieben, aber er verachtete sie.

Durch Japp machte ich die Bekanntschaft eines Kapellmeisters an einem weitberühmten Orchester. Obwohl ich ihn öfter sprach, hatte ich nie den Mut, ihm durch Vorspielen lästig zu fallen, und hatte doch das Gefühl, als sei er meine einzige Möglichkeit, aus dem Artistenleben herauszukommen. Ich hielt meine Gedanken geheim, aber Japp witterte doch etwas. Er sah mich oft von der Seite her unter seinen überhängenden Lidern an und schob die Zunge in die lautstuchartig geweitete Bude. Ich dachte mir eine List aus. Ich wollte Japp einreden, daß es das Publikum interessieren würde, einmal zu hören, daß sein clownischer Liebling auch ein tüchtiger Musiker war, und wir wollten vor der Grotesknummer miteinander die A-Dur-Sonate von Brahms

spielen, die er sehr liebte. Er ging merkwürdig ihnen auf meinen Blatz ein, übte ganz ordentlich, fürzte auch, damit das Publikum bei der „zerlösen Einlage“ nicht ungeduldig würde, und bestimmte den Programmwechsel für Donnerstag. Zu diesem Abend machte ich zum erstenmal von meinem Freiartenrecht Gebrauch und schickte dem Kapellmeister zwei Logenplätze.

Am Donnerstag verließ ich das Guckloch am Vorhang erst, nachdem ich gesehen hatte, daß er in der Loge war. Er studierte das Programm, indem er den Nummern mit dem Finger folgte. In der Mitte angekommen, zog er erstaunt die Brauen hoch, und da wußte ich: jetzt liest er meinen Namen hinter Japp und Brahms. Wir hatten die vierte Nummer.

Wir kamen herein wie immer, voran ich in feierlichem Schwarz, dahinter narrenbunt bemalt, in lächerlichen Trichterhosen, Japp. Er trug die Noten und gab vor, sich fürchterlich zu ängstigen. Das Publikum lachte, nur mein Kapellmeister lachte nicht. Er blühte mich interessiert an.

Ich stimmte mein Instrument. Japp kletterte von rücklings auf den Klavierstuhl. Neues Lachen. „Nun aber ernsthaft!“ rief er laut und warf mir dabei einen seiner sonderbaren schrägen Blicke zu. Ich setzte ein, er spielte die Begleitung, zart, bescheiden, verständnisvoll. Ich vergaß, wo ich war, spielte, wie ich noch nie gespielt hatte — und auf einmal, mitten in der ausblühenden Melodie brach die Hölle los. Während er mit den Händen ruhig weiterbegleitete, hatte er seine Rohrpfife mit den elastischen Clowns-lippen aus der Westentasche gezogen und gluckte auf ihr die frechste Travestierung meiner Melodie — und das Publikum brüllte vor Lachen. Ich brach ab, starrte verwirrt auf das Meer aufgerissener Mäuler, wandte den Kopf zur Loge, in der der Kapellmeister saß: auch er krümmte sich vor Lachen.

Neben dem Flügel lehnte das Saxophon — sein Metall grinst. Ich griff danach und schlug es auf die äffige Gummilage. Er fiel zurück. Das Publikum lachte, der Kapellmeister sprang auf. Ich bedeckte die Augen mit den Händen. Dann wurde ich verhaftet. Ich hatte Japp erschlagen.

Es war an einem Donnerstag. Wir hatten die vierte Nummer.

Das letzte Opfer des „Hope-Diamanten“.

Der „blaue Diamant“ bringt allen Besitzern Unglück.

Der „Hope-Diamant“, der in der Geschichte der Juwelen mit Recht den Namen des größten Unglücksbringers trägt, hat sein letztes Opfer gefunden. Seine Besitzerin Frau Edward McLean, die Gattin des Besitzers der „Washington-Post“, will sich von ihrem Mann scheiden lassen, da die Ehe angeblich zerrissen ist. Der Hope-Diamant hieß eigentlich der „blaue Diamant“. Als Ludwig XIV. ihn von dem berühmten französischen Weltreisenden Jean Baptiste Tavernier für 3 Millionen Franken kaufte, war er einer der schönsten Diamanten des französischen Kronschatzes. Er wurde in Antwerpen geschliffen und zeichnete sich durch seine herrliche blaue Farbe aus. Nach der Schleißung wog er noch 66 Karat. Nach anderen Meldungen hat er nur ein Gewicht von 44 Karat. Er brachte auch dem französischen Königshause Unglück. Im August 1792 sollte er ausgestellt werden, da aber inzwischen die Revolution ausgebrochen war, wurde auf die Ausstellung verzichtet. Am 17. September 1792 wurde ein Einbruch in den Kronschatz verübt, bei dem der sogenannte „blaue Diamant“ neben vielen anderen kostbarkeiten gestohlen wurde. Einige der größten Kostbarkeiten, wie der berühmte Diamant „Regent“, wurden wiedergefunden. Die anderen blieben verschollen. Im Jahre 1836 tauchte der „blaue Diamant“ bei dem englischen Juwelier Daniel Eliasson auf. Jetzt wurde er neu geschliffen und von diesem Augenblick an soll er erst sein Gewicht von 44½ Karat erhalten haben. Das Mitglied des englischen Unterhauses Henry Thomas Hope, ein reicher Londoner Bankier, kaufte ihn und seitdem heißt er „Hope-Diamant“. Hopes Tochter Henriette Adele heiratete im Jahre 1861 den Herzog von Newcastle. Ihr Sohn Lord Francis Hope heiratete im Jahre 1894 die berühmte amerikanische Schauspielerin Mary Hope. Im Jahre 1901 wurde diese Ehe unter skandalösen Begleiterscheitungen geschieden, und Lord Hope verkaufte den Stein an den Bankier Simon Frankel in New York. Am 24. Juni 1909 wurde er im Hotel Drouot in Paris versteigert, fand aber keinen Käufer und er sollte in Indien verkauft werden. Das Schiff „Seine“ ging unter und der „Hope-Diamant“ verlor im Meer. Er wurde durch Taucher gehoben. Der Sultan Abdul Hamed hat ihn dagegen nie besessen. Im Jahre 1909 wurde er in London versteigert und McLean kaufte ihn für 1 Million Mark. Als die „Titanic“ unterging, erzählte man, daß auch der „Hope-Diamant“ mit untergegangen sei. Diese Nachricht traf aber nicht zu. Miß McLean hat ihn bis jetzt

Im Besitz. Seit dem Tage, wo der Diamant von ihrem Gatten gekauft wurde, ist in der Familie Unglück. Der Sohn des Hauses wurde überfahren. Jetzt soll der Diamant wieder verkauft werden. Es fragt sich nur, ob sich ein Käufer finden wird. Man hat ausgerechnet, daß dieser Unglücksdiamant bisher schon mehr als 100 Opfer gefordert hat, denn bei dem Untergang der „Seine“ kam nicht nur der Besitzer ums Leben, sondern fast alle Passagiere gingen dabei zugrunde. In jeder Familie, deren Eigentum der „blaue Diamant“ war, ereigneten sich die schwersten Tragödien, seitdem König Ludwig XVI. und die Königin Marie Antoinette, die den Stein mit Vorliebe bei festlichen Veranstaltungen trug, hingerichtet wurden. Es ist nicht nur ein Aberglaube, daß diesem Stein ein Fluch anhafte, denn die geschichtlichen Tatsachen sind unwiderlegbar. Allerdings darf man annehmen, daß alle diese schrecklichen Katastrophen, von denen die Besitzer des Steines betroffen wurden, zufällige Ereignisse waren.

Raubt der Affe Menschenfrauen?

Der verleumdete Drang-Utan. — Der Gorilla auf „Freierräumen“. — Weibergetreulich verträgt kein Affe.

Von Franz Schombach.

Großes Aufsehen erregte vor nicht allzu langer Zeit die abenteuerliche Erzählung der birmanischen Schauspielerin Mya Than. Sie stand als Zeugin vor Gericht, während fünf Männer angeklagt waren, die Künstlerin entführt zu haben. Mya Than sagte aus: „Ich sah gerade in einer Tiediele von Mandalay, als ich plötzlich ergriffen, geknebelt und in einen Kraftwagen geschleppt wurde. In einem freien Felde hielt das Auto. Dann trug mich Ba-Tot“ — damit wies die Erzählerin auf einen der Angeklagten — „auf seinen Armen in eine einsame Hütte und zwang mich, dort zu bleiben. Nach fünf Tagen besuchten wir alle einen Wasserfall, der mitten im Walde lag, und nun glückte es mir, in das Dickicht zu entkriechen. Ich wanderte mehrere Stunden auf einem schmalen Pfade entlang, als plötzlich ein riesiger Drang-Utan sich auf mich stürzte und mich mit sich schleppte. Ich schrie, so laut ich konnte. Und schließlich schien dies dem Untier auf die Nerven zu gehen. Der Drang-Utan ließ mich fallen und rückte aus. Ich wanderte viele Stunden weiter und wurde schließlich gerettet.“

Diese aufregenden Schicksale der noch im zarten Alter von dreizehn Jahren stehenden Diva erweckten allgemeines Mitgefühl. Leider stellte sich dann heraus, daß sich in der Erzählung Wahrheit und Dichtung in schier unentwirrbarem Knäuel ineinander verschlungen hatten, so daß manches überhaupt nicht aufgeklärt werden konnte. So auch das Attentat des lüsternden Drang-Utan. Aber darüber hatte der Richter schließlich nicht zu bestimmen, denn der Affe sah nicht auf der Anklagebank.

Immerhin hat der Glaube, daß Affen Menschenfrauen rauben, seit der phantasiösen Erzählung der birmanischen Filmdiva sehr an Anhängern verloren. Denn: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht; und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Kürzlich aber ist dem Affengeschlecht ein neuer Ankläger entstanden, der Glaubwürdigkeit verdient, und zwar handelt es sich um den bekannten Tierforscher Reikmann, der in einer großen englischen Zeitung einen Beitrag zu der Frage liefert, ob der afrikanische Gorilla Menschenfrauen raubt.

Wie Reikmann erzählt, besand er sich nahe der Grenze der Stämme Baunde und Bakoto, als plötzlich einer seiner Begleiter zu ihm ins Haus stürzte mit dem entsetzten Ausruf: „Herr, der große Buschmann ist da!“ Der Forscher riß das Gewehr von der Wand und stürzte der Stelle zu, von der aus ein ohrenzerreißendes Geschrei erscholl. Es war ein grauenvoller Anblick, der sich ihm dort bot. Auf einem Schwarzen lag ein mächtiger Gorilla, der seinem Opfer mit teuflischer Bosheit und Kraft die Arm- und Beinmuskeln bis auf die Knochen zerriß. Mit gezückten Messern standen die Schwarzen um die Bestie herum, wagten sie jedoch nicht anzugreifen. Beim Herannahen des Weißen richtete sich der riesige Affe kampfbereit auf. Aber Reikmann war so glücklich, einen Herzschuß anbringen zu können. Der Gorilla wollte drei Schritte beiseite und brach dann tot zusammen. Er hatte seine böse Lust mit dem Leben bezahlt. Er war nämlich wenige Minuten zuvor in aller Gemütsruhe aus dem Busche herausgepaziert und über eine der dort arbeitenden Frauen hergefallen, um sie zu entführen. Aber die Überumpelte hatte so fürchterlich geschrien, daß die Herren der Schöpfung aus dem süßen Nichtstun emporgeschreckt wurden und entsezt herbeileiteten. Das schwarze Weib ließ der Affe nun fahren, aber nur, um an dem nächstbesten Manne seine Wut auszulassen.

Triumph der Technik.

Von Ossip Dymow.

„Damen- und Herren-Friseur.“

Am Eingang treffen sich eine Dame und ein Herr. „Na, könnte etwas jünger sein“, registrierte blitschnell sein gut trainiertes Gehirn.

„Nicht mein Typ“, konstatiert auch ohne Verspätung ihr Kopf.

Beide gehen hinein. Die Herren-Abteilung ist rechts; die Damen — links. Ein grüner Vorhang markiert die Grenze. Der Vorhang ist gut befestigt, und die soeben angekommenen Kunden sehen sich nicht.

Er läßt sich das Haar schneiden, hält eine illustrierte Zeitschrift ohne zu lesen und schaut sein Gesicht im Spiegel an. Ein eindrucksvolles Gesicht! Nicht besonders schön, drückt aber Geist aus. Eine Flode brauner Haare fällt ihm gerade auf die Nase und zerstört etwas die im allgemeinen günstige Impression. Er versucht, durch Pusten das Haarbüschel zu entfernen.

Dicht hinter dem grünen Grenzvordhang wird fleißig gearbeitet. Es wird geklüffert; etwas summt; dann laßt es. Dann plätschert das Wasser. „Au!“ sagt eine Frauenstimme.

Sein Haar ist kurz geschnitten. Etwas zu kurz — gibt aber dem Gesicht einen neuen, lebendigen Ausdruck. Jetzt sieht er wie ein feder Bursch aus, der auf das „Romantische“ eingestellt ist. Ein Kerl mit unruhiger Seele und suchenden Gedanken. Uffig.

Durch eine ungeschickte Bewegung schiebt der Friseur den grünen Vorhang ein wenig zur Seite, und jetzt sieht der Gast im Spiegel die Abspiegelung des Spiegelbildes der Dame, die in demselben Spiegel auch die Abspiegelung des Spiegelbildes seines neuen Gesichtes sieht.

Aber auch die Dame hat sich verändert: Sie ist jetzt blond, zehn Jahre jünger und hat sein gekräuselteres Haar bekommen. Dem neuen feder Kerl mit der romantischen Seele gefällt diese neue Dame, die aus der alten entstanden ist, ganz gut. Und die junge Dame fühlt Sympathie für den neu entstandenen Romantiker.

„Ganz nett“, registriert blitschnell sein trainiertes Gehirn.

„Genau mein Typ“, konstatiert ohne eine Sekunde Verspätung ihr Gehirn.

Der Vorhang wird wieder zugezogen. Aber der ewig-mystische Zauber des Kosmos ist bereits entstanden: zwei Menschen, zusammengetroffen, noch vor wenigen Minuten fremd und fern, jetzt durch ihr Aussehen, ihre Haltung, ihre Form zueinander hingezogen, suchen schon einander.

Stimme der Natur? — Triumph der Technik?

Welt u. Wissen

Das vorletzte atomische Element gefunden. Die ganze Materie besteht aus einer kleinen Anzahl einfacher Stoffe, die wir Elemente nennen und deren jedes einen bezeichnenden Typus des atomischen Aufbaus darstellt. Nach dem Gewicht der Atome hat man diese Elemente numeriert, und zwar so, daß das schwerste bekannte Atom, das des Uranium, auch die höchste Nummer, nämlich 92, erhalten hat. Ob es darüber hinaus noch Elemente gibt, entzieht sich unserer Kenntnis. Von den 92 festgestellten Nummern waren vor acht Jahren noch 6 unbekannt, nämlich 43, 61, 72, 75, 85 und 87. Vier dieser Elemente sind von 1923 bis 1926 entdeckt worden, und zwar erhielt 43 den Namen Hafnium, 75 wurde Rhenium genannt, 61 Mithunium. Die beiden noch übrig gebliebenen Elemente 85 und 87 erhielten nach dem chemischen Stoff, dem sie am nächsten verwandt sein müssen, die provisorischen Namen Eta-Zob und Eta-Caesium. Nun kommt aus New York die Mitteilung, daß Nr. 87, das Eta-Caesium, von dem Professor für Spektroskopie an der Cornell-Universität Dr. Jakob Papish in einem Samarskit genannten Stoff entdeckt worden ist. Dieses leuchtende schwarze Mineral wird nur in Norwegen, Sibirien und in einigen der Südstaaten der Union gefunden. Das Pfund Samarskit ist etwa 2 Dollar wert, und in 2 Millionen Pfund des Minerals findet sich nur 1 Pfund des neuen Elementes. Dr. Papish hat bisher nur eine spektroskopische Aufnahme des Elementes erzielt; es kann nicht isoliert werden, weil es eine sehr hohe Entflammbarkeit besitzt; es ist ein unlöslicher fester Stoff. Das Element ist sehr empfindlich gegen Licht, aber obwohl es in der Reihe der Elemente zwischen dem Caesium und dem Rubidium, zwei stark-radioaktiven Stoffen, liegt, hat es wenig oder gar keine radioaktive Eigenschaft.